Jazzband in Obstalden [Fortsetzung]

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 20

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-641339

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

erschrockenen Feuerwehrmännern zu halsbrecherischen Turnerkunststücken gedient — das nämliche Dach, unter dem einstmals Staatsschreiber Kistler aus- und einging, immer ein fröhlich Scherzwort für die Kleinen der Nachbarschaft bereithaltend ...

Und dem Freunde alter Schönheit bleibt nichts weiter übrig als ein bedauerndes Geschehenlassen und ein stilles Gedenken: „Du liebes, altes Bern!" C. Lerch.

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg. 12

Die Reise an die See — für Mie ans Ende der Welt — war beschlossene Sache. Sie mußte sich fügen. Doch ohne Abschied vom Geliebten wollte sie nicht fort. Unter dem durchsichtigen Vorwand einer Rücksprache mit Professor Finckh setzte sie's durch, daß die Mutter sie in die Stadt mitnahm und beide Augen zudrückte, als die Tochter an der Kirchgasse sich plötzlich von ihr trennte.

„Ich kann's ja vor mir selber nicht verantworten. Aber hüte dich vor unbedachten Streichen. Der Vater würde dich mit der Polizei holen lassen!" warnte die unfreiwillige Komplizin.

Es war der schwerste Weg, den Mie bisher im Leben gegangen. Nicht nur das Trennungsweh zerriß ihr das Herz, auch ein furchtbarer Zweifel erschwerte ihr den Gang. Des Vaters Wort: „Der Kerl prahlt mit deinen Briefen an Wirtstischen herum!" saß ihr als Widerhaken im Fleisch und schmerzte entsetzlich. Sie konnte die häßliche Anschuldigung nicht nur so unter den Tisch wischen. Hatte die hingebende Liebe des Schloßfräuleins den Geiger eitel, übermütig gemacht? O, er war gewiß kein schlechter, aber wohl doch ein recht leichtsinniger Mensch! Mit Bestürzung dachte sie jetzt an den Stoß von Liebesbriefen aus aller Mädchen Länder, den er ihr eines Tages lachend vorzeigte. Damals hatte sie lediglich Genugtuung darüber empfunden, einen so vielbegehrten Mann ihr eigen zu nennen. Was bedeuteten ihm nun aber ihre Herzensergüsse? Dienten sie ihm wirklich auch nur zu solch würdeloser Prahlerei, mochte er ihr Vertrauen so häßlich mißbrauchen?

Mit gepreßter Kehle, zitternden Knien stieg sie die dunkle Treppe des verwitterten Hauses hinauf. Oben wurde sie von seiner Wirtin, einer widerlichen Kuppelliese, empfangen, die gerade den Schrupper handhabte, bei Mies unverhofftem Erscheinen jedoch alles hinwarf, einen verdächtigen Eifer an den Tag legte und überlaut ihr Erstaunen kundgab: „Ei, das gnädige Fräulein! So früh schon zur Musikstunde? Was machen wir da? Ich glaube, der Herr Konzertmeister ist noch gar nicht aufgestanden. Wollen Sie nicht so lange in meiner Stube warten?"

Ohne die Antwort abzuwarten, die Hände an der schmutztriefenden Schürze trocknend, öffnete sie eine Türe und stieß den Gast förmlich über die Schwelle, um dann gleich wieder zu verschwinden. Mie hörte mit angehaltenem Atem, wie das garstige Weib an Himmelbachs Tür anklopfte und mit unterdrückter Stimme meldete: „Herr Himmelbach, Ihre Schülerin ist da. Soll sie vielleicht lieber am Nachmittag kommen?"

Aller Rücksichten überdrüssig, rief Mie zornig aus: „Das geht doch gar nicht. In drei Stunden muß ich auf Wochen verreisen."

Gleich darnach kam jedoch der Herr Konzertmeister ziemlich verdutzt zum Vorschein. Er steckte richtig noch im Schlafanzug und sah dazu nichts weniger als ausgeruht aus. Die Morgentoilette war über einige hastige Bürstenstriche anscheinend noch nicht hinausgediehen, und der seidene Pyjama strömte ein Parfüm aus, vor dem die Besucherin unwillkürlich den Atem anhielt.

„Verzeih, Mie! Ich wußte ja nicht ... ich habe dich natürlich so früh nicht erwartet. Ist was passiert?" fragte er leise, die Stubentür vorsichtig zuriegelnd.

„Ja doch! Ich muß dich unbedingt sprechen. Kann es nicht lieber in deinem Zimmer geschehen?"

Er drängte sie resolut nach dem wackligen, zerschlissenen Kanapee.

„Nein, das geht leider nicht. Wir sind hier ja völlig ungestört. Du mußt nämlich wissen."

Mie wurde mit jeder Sekunde ängstlicher zu Mute. Er mußte sie fast mit Gewalt zu sich herunterziehen.

„Wie merkwürdig. Warum denn auf einmal nicht?"

„Weil ... ich habe gestern ... es fand nämlich noch eine kleine Nachfeier statt. Da hab' ich in früher Morgenstunde den — — den Zöpfl, der nicht mehr ganz auf dem Posten war, mit mir geschleppt. Der liegt nun drüben und schnarcht. Es geht wirklich nicht. Ich kann ihn jetzt unmöglich hinauswerfen."

Das sagte er aber nicht zu ihr, sondern unter Zittern und Frösteln zu einer imaginären Drittperson, die vor ihm in der Luft zu schweben schien. Er war unerträglich. Mie wurde von einer heftigen Uebelkeit befallen. Und als er, gleichsam in blasser Erinnerung der Pflichten eines galanten Liebhabers, den Arm um ihren Hals legte und sie an sich ziehen wollte, sprang sie entsetzt auf und wies ihm eine Miene des Abscheus, des lebhaften Mißtrauens zu.

„Pfui, wie siehst du denn aus und was hast du bloß an dir? Das ist ja ein unausstehliches Parfüm. Wasch dich doch und zieh dich an.

Sie konnte nun die niederschmetternde Wahrheit schon fast mit den Händen greifen und wagte doch nicht, den letzten Schluß zu ziehen. Das harte Wort: „Du hast eine andere bei dir!" ballte sich in ihrem Halse zum Kloß, an dem sie zu ersticken drohte.

Da machte der Geiger der peinlichen Szene selbst ein Ende. Ein kaltes, kantiges Lächeln zuckte in seinen Mundwinkeln, brach als blutiger Hohn aus seinen müden Augen.

„In Gottesnamen denn, wenn du's durchaus wissen willst ... Meine Frau ist gestern abend unerwartet eingetroffen. Als ich in der Frühe nach Hause kam ... Na ja, den Rest wirst du dir wohl selbst zusammenreimen können! Hergebeten hab' ich sie wahrhaftig nicht. Nun verachte mich, beschimpfe mich, sage dich los von mir. Ich kann's nicht ändern!"

Längelang warf er sich hin, hielt den Kopf in beiden Händen und starrte nach der Decke, ob sie nicht bald niederstürzen und seine Schande begraben wolle.

„Dann will ich nur gleich wieder gehen!" hauchte Mie sterbensmatt. Ohne die Stütze des Stuhls wäre sie gleich zusammengebrochen. Das Zimmer drehte sich mit ihr. Er sprang schnell auf und nötigte sie, sich hinzusetzen. Erst jetzt fiel ihm auf, daß sie ein graues Reisekleid trug und wie eine englische Lady aussah. Hut, Strümpfe, Schuhe — alles von gleicher Farbe, stilvoll, vornehm, von berückender Eleganz. Zwingend drängte sich ihm der Vergleich mit der andern auf, die drüben ungepflegt, dick, träge, rechthaberisch seiner harrte — — Mutter seiner Kinder, zu der und zu denen er gekommen war wie ein Durstiger zu seinem Rausch. Ach, ein kurzer Rausch, ein langer Katzenjammer! Kaum mehr Mitleid kannte er für sie, nachdem ihr Liebreiz so rasch verblüht, ihre Natur im niedrigsten Magdtum stecken geblieben war. Um ihretwillen eine schwärmerische, anbetungswürdige Geliebte zu verlieren — schon der Gedanke erfüllte ihn mit Haß und Wut.

„Nimm es nicht so tragisch, liebe Mie. Sie bleibt ja nur zwei Tage. Ich sorge dafür!" bestürmte er ihren fliehenden Blick. „Warum willst du verreisen? Wohin? Und auf wie lange denn? Sage mir doch, was geschehen ist!

Ich sah ja, wie du gestern abend den Saal fluchtartig verlassen hast und zerbrach mir vergeblich den Kopf."

Lange holte sie nur schwer Atem, ungewiß, ob es noch einen Sinn habe, ihn über die schrecklichen Ereignisse aufzuklären. Ihr Blick klammerte sich, Rettung suchend, an einen Bibelspruch, der eingerahmt an der Wand hing: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." War denn dieses hohe Wort auch auf ihre Liebe gemünzt? O nein, das konnte sie nicht glauben! Es mag wohl kein Segen über diesem Bunde ... Gleichwohl fing sie, von seinen flehenden Bitten getrieben, wider Willen zu erzählen an.

Als er alles aus ihr herausgepreßt hatte, machte sie einen vergeblichen Versuch, sich aufzurichten und fortzugehen. Er warf sich jedoch in Verzweiflung eines zu Unrecht Beraubten, Mißachteten über das verwirrte Kind, das, von Angst und Grauen gepackt, nur noch den einen Wunsch kannte: „Fahrt fort, auf Nimmerwiedersehen!" Alles, was sie sah und hörte, flößte ihr Abscheu und Entsetzen ein, besonders der Gedanke, daß vielleicht im nächsten Augenblick die „Rechtmäßige" eintreten und über sie, die Ehebrecherin, herfallen könnte. Mit letzter Kraft stieß sie den wirren Tröster zurück: „Um Gotteswillen laß mich. Ich muß ja gehen. Meine Mutter wartet. O Himmel, wenn sie wüßte ..."

Nur ein unabweisbares Mitleid hielt sie ab, ihm zu sagen: „Es graust mir vor dieser Zigeunerei! Ich kann diese Luft nicht ertragen!" Ihre Pupillen schienen einzuschrumpfen, sie sah plötzlich nicht mehr den unbekümmerten Draufgänger, der vor keinem Hindernis zurückschreckt, sondern einen verschüchterten, in Schuld verstrickten Menschen, der sich vergeblich mühte, die peinliche Situation zu bemänteln. Seine sonst so wärmenden braunen Augen blickten leer und unstät, die Hände irrten ratlos umher, seine Worte schöpften aus trüber Quelle.

„Ich seh's ja ein, du kannst hier nicht länger bleiben. Aber sehen und sprechen muß ich dich noch, eh du fährst, Mie! Laß dich nicht entmutigen durch dieses Zusammentreffen. Denk an alles Schöne, was wir zusammen erlebten. Schwöre mir, daß du nicht von mir lassen wirst. In wenigen Minuten bin ich frei. Dann brauchen wir uns vor niemand mehr zu verbergen."

Es fiel ihr natürlich nicht ein, ihn nach der peinlichen Briefgeschichte zu fragen. Was lag auch daran! Konnte es denn überhaupt noch schlimmer werden? Gab es auf der ganzen Welt ein Paar, das elender, erbärmlicher war? Ein Odem, abstoßend wie das Parfüm, das er am Leibe trug, umgab jetzt ihre Liebe, die so herrlich, märchenschön begonnen hatte. Es mußte wohl so kommen. Sie waren ja beide gar bald der einst so beglückenden Heimlichkeit und abgeschiedenen Wege müde geworden, hatten sich übermütig hervorgewagt, die mißgünstige Welt frech aufs Korn genommen. Leise schaudernd dachte Mie jetzt an jenen verhängnisvollen Nachmittag im Strandbad, als sie sich vor aller Augen eng umschlungen auf das Sprungbrett stellten, gemeinsam ihre Salti und Schwimmkünste ausführten. Aus welch anderen Gründen denn aus gottsträflicher Eitelkeit war das geschehen? Und nicht genug! Sie hatten sich sogar, allen mißbilligenden Blicken zum Trotz, im Badeanzug nebeneinander auf die Estrade gesetzt: „Euch Spießern wollen wir es zeigen!" — dabei eine Menge Sahnenbaisers vertilgt und eine Ausgelassenheit zur Schau getragen, die wirklich nicht „von guten Eltern" war. Damals kam es ihr erstmals zum Bewußtsein, daß dieses Liebesspiel gefährlich war und daß sie den geharnischten Widerstand der Ordnungsmenschen auf die Dauer doch nicht zu ertragen vermochte. Jetzt hatte sich die beleidigte Welt gerächt. Auch die Frau des Ehebrechers war offenbar gewarnt worden und gekommen, ihre Rechte geltend zu machen, den Durchgänger aufs neue in Pflicht zu nehmen. Mie blieb nur die Wahl, zu verzichten oder ein schmachvolles Versteckspiel weiterzutreiben.

„Glaubst du denn selbst an ein frohes Wiedersehen, Mutz? fragte sie auf seinen ermunternden Zuspruch mit unsäglich wehem Gefühl.

Er kniete vor ihr nieder, erhob flehend seine Hände zu ihr: „O zweifle nicht, süße Mie! Glaub auch du mit aller Kraft daran. Dann wird gewiß noch alles schön und gut!" —

Plötzlich hörten sie eine Türe schmettern, darauf eine keifende Frauenstimme: „Wo steckst du denn, Charlie? Mach nur keine Zicken. Ich weiß Bescheid. Wenn die Person nicht augenblicklich verduftet, ruf ich die Polizei!"

Der Geiger legte stumm die Hand vor den Mund, aber Mie riß sich in Todesangst los, floh hinaus, an irgend einem kampfbereiten, helfernden Weibsbild vorbei, Hals über Kopf treppab, ohne mehr aufzublicken, bis sie die dunkle Gasse hinter sich hatte. Aber noch lange klangen die fürchterlichen Schmähungen des betrogenen Weibes in ihrer Seele nach. (Fortsetzung folgt.)

Baum in Blüten. Von Erich Kunter.

Am Bergeshang die grüne Wies'
Schmückt sich mit weißen Blüten.
Dort steht, verträumt im Paradies,
Ein holder Baum in Blüten.

Oft löst sich, was im Werden war,
Und Blüten fallen nieder.
Mein Sinnen, aller Wünsche bar,
Sinkt mit den Blüten nieder.

Aus Erde, wo auch ich herkam,
Steigst du, o Stamm, zum Leben.
Du lieber Baum, bist wundersam
Verbunden meinem Leben.

Es schlägt aus dir das Herz der Welt.
Herzblut tropft auf die Erde.
Dich lieb ich, drauf die Blüte fällt,
Die mich, den Baum und alles hält,
Du braune, warme Erde.

Rundschau.

Ueberhitzter Kessel.

Die Abrüstungskonferenz schwebt in höchster Gefahr. Die europäischen Regierungen, hinter sich Amerika, haben den Deutschen erklärt, die Nazi-Sturmtruppen und der Stahlhelm, welche heute als reguläre Organisationen des herrschenden Systems, nicht mehr als solche einer Partei angesehen werden müssen, seien als militärische Bestände zu betrachten. Die Deutschen lehnen diese Bewertung schroff ab; es sei Unsinn, unbewaffnete Formationen, die höchstens als Polizeikräfte gelten könnten, mit dem schwerbewaffneten französischen oder polnischen Militär gleichzustellen.

Der Plan Macdonalds, der den Deutschen 200,000 Mann zubilligen wollte, hängt längst in der Luft. Sollen die Deutschen sofort auf die Reichswehr verzichten und zugleich eine Reduktion der SA- und SS-Truppen zugestehen? Und sollen sie alle andern Pläne, die mit dem neuen System der Arbeitsdienstpflicht zusammenhangen, aufgeben? Sie können nicht, wollen sie nicht eine innerpolitische Blamage größten Stils erleben; die Nation glaubt heute an Hitler, und Hitler bedeutet, durch forsches Auftreten gewissermaßen durch Stiefelstampfen auf dem